



Mörderinnen Ott, Falb: „Eins auf die Schnauze und dann wieder lieb“

JUSTIZ

„Nur ein Indianerspiel“

Zweimal Lebenslang im Ellwanger „Drückermord-Prozeß“. Eine selten grausame Tat, deren letztes Motiv auch nach dem Urteil unklar bleibt. Von Alexander Smoltczyk

Jeden Tag pünktlich zum Mittagsgeläut von St. Vitus überquert Landgerichtspräsident Klaus Kunath den Marktplatz von Ellwangen. Ein streng gescheitelter Herr von 62 Jahren, der im Schwäbischen bekannt ist für faire Verhandlungsführung und den festen Glauben, daß sich das Böse außerhalb des Gerichtssaals mittels Gesetz und Strafprozeßordnung hinreichend fassen läßt. Dieser Glaube gibt dem Landgerichtspräsidenten sichtbar Halt. Er hat ihn brauchen können.

Zur Verhandlung stand der „Drückermord“, einer der eigenartigsten Mordfälle der letzten Jahre (SPIEGEL 49/1997). Ein Verbrechen, das schwindeln macht, weil es erbarmungslos durchgeführt und zugleich durch 17 Polaroidbilder dokumentiert wurde, vor allem aber, weil die Täterin eine junge Frau war, von der das Polizeiregister nur vermerkt, daß sie einmal die Versicherung nicht bezahlt hatte: Deborah Ott, genannt Debbie, ein Töchterchen mit Teddybären-Gesicht und einer ausgeprägten Fähigkeit, falschen Leitfiguren hinterherzulaufen, etwa der Petra Falb, ihrer Mitangeklagten, genannt Kalaschnikow. Landgerichtspräsident Kunath hat zwei Leichen, vier Angeklagte,

17 Polaroids und ein umfassendes Geständnis von Debbie. Er hatte zehn Tage angesetzt, um eine Erklärung zu finden. Und weil er diese Fotos vor sich sieht und jeder Tiefenpsychologie mißtraut, weiß er, daß sehr viel passieren müßte, um nach zehn Tagen nicht zweimal die Höchststrafe des deutschen Rechts verhängen zu müssen.

„Die subjektive Sachlage“, sagt der Richter, „ist hier relativ belanglos gegenüber der objektiven“: Am 24. Juli 1997, zwei Tage nach ihrem 21. Geburtstag, erstach Debbie ihren Drücker-Kollegen Thorsten Mumm. Zuvor hatte sie ihn fast drei Stunden lang aufs schmerzvollste gemartert, ein Grab ausheben lassen und gefesselt. Sie sei von Petra, ihrer Chefin, gezwungen worden: „Ich wußte, daß es lebenslänglich bedeutet. Aber ich habe weitergemacht. Ich war nicht ich selbst.“

Der Mitangeklagte Jörg Zesni, in der Kolonne fürs Grobe und das Wohl der Chefin zuständig, bestätigt die Aussage. Petra Falb wird sich, unter Tränen, erst erklären, als ihr Alibi unhaltbar geworden ist: „Wir wollten den doch nur erschrecken, damit er besser Scheine macht. Das war nur ein Indianerspiel. Wir haben nur erwartet, daß er

sagt: Hört auf. Aber der hat gar nichts gesagt. In dem Moment ist die Frau Ott abgedreht.“

Die Fotos habe sie nur gemacht, um Mumm angst zu machen. Die Bilder werden bei der Suche nach der Tatwaffe eines zweiten Verbrechens zufällig gefunden.

In der Nacht auf den 28. September 1997 erschoss Debbie den Aalener Drückerboß Volkmar Granz, für den sie einmal gearbeitet hat: „Petra hat gesagt, ich solle es gründlich machen.“ Nie zuvor hatte sie eine Pistole in der Hand gehabt.

Es ist eine Dreigroschenwelt, die Richter Kunath nach Ellwangen geladen hat, damit sie über die Subkultur der Abo-Werber aussagen. „Totenarsch“ und „Callgirl-Behrendt“ und schwarzdulierte Westerwald-Entrepreneusen, die zehn Jahre mehr im Gesicht tragen als im Paß. Unauffälliger sind die einfachen Drücker, die Angst hatten vor den beiden Frauen. Ein 90-Kilo-Sachse erzählt, wie er von Debbie noch Tritte bekam, als er sein Blut aufwischte, und er wundert sich nicht darüber.

Das sind Verlorene und Gestrandete, die mit ihren eingeleuteten Sprüchen von Tür zu Tür gehen und dressiert werden wie Petras Mastino Moses: „Eins auf die Schnauze und dann wieder lieb.“ Schwache wie Thorsten Mumm, der weder sich noch Zeitungen verkaufen konnte und auch keinen Laut von sich gab, als er schon nackt, blutend, mit einem Setzholz im After, vor der Grube stand: „Der hat ja nichts gesagt.“

Das andere Deutschland, diese Zwielichtzone zwischen Geranienfenster und Racketeering, war Petras Welt. Hier hatte sie Erfolg, hier traf sie Debbie. „Die Falb ist

eine skrupellose Verführerin. Wir haben es hier“, sagt Gerhard Prengel, einer der Ott-Verteidiger, „mit dem Bösen an sich zu tun.“ Prengel kennt die Falb. Sie gehörte einmal zu seinen Mandanten.

Die „Böse an sich“ sitzt schwer atmend, bleich und abgemagert am Tisch und hört sich die Beweisaufnahme reglos an. In der U-Haft hat sich das Schwarz ihrer Haare fast ausgewachsen. Petra starrt auf ihre Hände. Kein einziges Mal wird sie zu der Frau mit dem Teddybärchen-Gesicht blicken, die vom Nachbartisch ständig herüberschaut.

Debbie Ott hat den Saal wie eine Gewichtheberin betreten, aufrecht, die Beine schüttelnd. Sie zeigt sich als selbstbewußte Frau, die sich einen Reim auf ihre Taten gemacht hat, fühlt sich geborgen zwischen ihren beiden Verteidigern. Von den Morden erzählt sie wie vom Vorabendkrimi.

Debbie hat nur eine Hoffnung: Lebenslang. Ohne den Zusatz der „besonderen Schwere der Schuld“, durch den sie lebendig begraben würde. Petras Hoffnung ist ihre HIV-Infektion: daß ihre Lebenserwartung von fünf, sechs Jahren beim Strafmaß berücksichtigt werde, zumal sie selbst nicht getötet hat.

Beide Hoffnungen widersprechen sich. Debbie's Verteidiger können eine verminderte Schuldfähigkeit nur erreichen, wenn sie belegen, daß Debbie ihrer Freundin in sektenartiger Hörigkeit verfallen war, daß Petra Falb eine gefährliche, von Kokain und Größenwahn getriebene Desperada sei.

Petras Verteidigung dagegen muß zeigen, daß Debbie kein willenloses Werkzeug war, sondern in eigenem Exzeß gehandelt hat, beim „Indianerspiel“. Diese Version würde beide Frauen vom Vorwurf des geplanten Mordes im Fall Mumm entlasten. Aber Debbie bleibt bei ihrer Aussage. Sie will, daß Petra zugibt, die Anweisung zum Töten gegeben zu haben. Denn für Debbie ist der Mordprozeß noch etwas anderes: ein Scheidungsprozeß von der „Frau (ihres) Lebens“, Petra Falb.

Sie waren ein ungleiches Paar, in dem Moment aneinander geraten, als sie sich gut brauchen konnten. Da ist Debbie, die Unerwünschte, die auf ihrer Suche nach Anerkennung in der Drücker-Familie des Volkmar Granz landete. Der Sheriff roch wie eine Transiederei und bestellte sie mit der Fahrradklingel zum Blow-job. Das konnte es nicht sein. Debbie floh zu Petra und hatte „beim ersten Blick Schmetterlinge im Bauch“.

Petra war stark. Diese Frau hatte beschlossen, keine Angst mehr zu haben und



Mordopfer Granz, Mumm
„Wir wollten den doch nur erschrecken“

sich von Männern nichts mehr sagen zu lassen. Sie liebte es, eine Damenpistole herumzutragen und einen Baseballschläger, pink mit weißen Sternchen. Petra konnte sich durchsetzen, und die Männer in ihrer Kolonne hatten Angst vor ihr. Männer waren Laufjungen oder Bettburschen, sonst nichts.

Petra gefiel es, von Debbie vergöttert zu werden: „Debbie war fertig. Ich habe



Tatort bei Silberg: „Ich wußte, daß es lebenslänglich bedeutet“

sie wiederaufgebaut. Wie eine Mutter.“ Sie gab ihr Macht in der Truppe und kaufte ihr die Kleider, die sie wollte. Debbie wollte Kleider wie Petra, schwarz und teuer. Die beiden schliefen in einem Bett, massierten sich, und Debbie träumte Heftchengeschichten, in denen Petra ihr Prinz war. Sie war eifersüchtig auf andere und tat alles, um „eine zweite Petra“ zu werden.

Manchmal auch etwas zu viel. Der psychiatrische Gutachter Professor Christoph Mundt beschreibt Debbie als eine „dependente Persönlichkeit narzißtischer Prägung“, die versuche, durch Anstrengungen die Liebe der Bewundernden zu verdienen, und sei es durch die Demütigung Schwächerer.

Bei Petra Falb sieht der Gutachter keine Hinweise auf eine Persönlichkeitsstörung. Normale Sexualität, gute Kindheit, keine dauerhaften Schäden durch Kokain oder die HIV-Infektion. Allenfalls jene Mischung

von Paranoia und Größenwahn, die im Drücker-Milieu hilfreich und verbreitet ist.

Keine der Frauen ist ein Monstrum. Woher also die monströse Tat? Es war kein Drogenrausch: Am Tatort trank man Capri-Sonne. Debbie hatte keinen Grund, Mumm zu töten. Wollte sie, in „projektiver Identifikation“, so sein wie das Bild, das Petra von sich zeigte? Es könne, so der Gutachter, im Fall Mumm „eine verminderte Schuldfähigkeit der Frau Ott nicht ausgeschlossen werden“. Dafür spreche auch der erste Satz Debbie's nach dem Mord: „Hab' ich's gut gemacht, Petra?“

Anders im Fall Granz. Die Verhandlung vermag nicht zu klären, ob Petra tatsächlich mehr als nur den Auftrag erteilt hat, dem Drückerboß Leute und Geld abzuräubern. Debbie hatte nach eigener Aussage die Sache „allein durchziehen“ wollen. Die Tötungsschwelle lag jetzt niedriger. Mumms Tod war unentdeckt geblieben. Sie war jetzt „Petra 2“, und als solche würde sie dem verhafteten Granz entgegentreten.

Als Landgerichtspräsident Klaus Kunath die Beweisaufnahme nach zehn Tagen abschließt, hat er zu den zwei Toten, den vier Angeklagten, den 17 Polaroids auch noch ein weiteres Teilgeständnis. Was ihm weiterhin fehlt, ist ein Motiv für den Mord an Thorsten Mumm.

Keiner sagt, er habe diesen Tod gewollt. Keiner hatte einen Vorteil dadurch. Jeder hatte ein anderes Drehbuch im Kopf: Petra trieb ihr böses Indianerspiel, Debbie wollte Petra imponieren, und Thorsten Mumm, der nie mutig war, wollte zeigen, daß er keine Angst mehr hatte, und schrie nicht. Im denkbar falschen Moment. Kei-

ner wollte Mumms Tod, aber gefangen in einem Netz von Erwartungen, Ängsten, Abhängigkeiten, hatte keiner die Geistesgegenwart zu schreien: Halt!

Doch selbst wenn Petra sich ihres Drückers entledigen wollte und die Tötung befahlige – warum unter Zeugen, am helllichten Tag, mit Polaroids dokumentiert?

Außer ihrem Traum von Macht gibt es etwas, was Petra und Debbie nachweislich gemein haben: einen IQ von 88. Das ist nicht viel. Das erklärt eine Menge.

Landgerichtspräsident Kunath konnte ans „Indianerspiel“ nicht glauben. Petra Falb wurde wegen Mordes und Beihilfe zum Mord zu lebenslanger Haft verurteilt, ohne die Möglichkeit einer Freilassung nach 15 Jahren. Debbie erhielt wegen zweifachen Mordes ebenfalls Lebenslang. Weil bei ihr aber nicht auf besonders schwere Schuld erkannt wurde, kann sie hoffen, mit 36 Jahren ein eigenes Leben anfangen zu dürfen. ◆